



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Das Maschinenalter

Suttner, Bertha von

Zürich, 1889

III. Die Staatsformen.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47415](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47415)

III.

Die Staatsformen.

Wenn die Menschen, welche im neunzehnten Jahrhundert lebten, in das Mittelalter zurückblickten, wie ihnen dasselbe durch die überkommenen Sagen und Chroniken, durch erhalten gebliebene Urkunden, Gebäude und Geräte erschien, so machten sie sich von jener Zeit ein einheitliches Bild, welches die Einen mit Bewunderung, die Andern mit Abscheu betrachteten, welches aber vermutlich weder hier noch dort der gewesenen Wirklichkeit in ihrer Kompliziertheit und Verschiedenheit genau entsprach. Die auffälligsten Züge und jene, von welchen am meisten berichtet worden war, bildeten eine gewisse, scharf ausgeprägte, in den Stein der Einbildungskraft gehauene Physiognomie, die schwerlich viel Porträtähnlichkeit mit dem lebenden Gesichte der vorgestellten Epoche besaß. Es sind nicht einmal immer die wichtigsten Eigenheiten einer Zeit, einer Sache, oder einer Person, deren sich die launenhafte Posaune des Rufs bemächtigt. Unter tausend gleich bemerkenswerten Dingen wird zufällig das eine von jemand bemerkt; hierdurch werden zahlreiche andere Leute, plötzlich aufmerksam geworden, geneigt, das selbe zu bemerken, und so wird das Ding scheinbar hervorragend. Was hat ein ausgetretener Pfad, der quer über die Wiese führt, in seiner Richtung vor den unzähligen anderen Linien voraus, die rechts und links daneben liegen? Ist er etwa der kürzeste Weg? Nein — denn er ist nicht einmal gerade, sondern geschlängelt. Sein ganzer Vorzug besteht darin, daß er einmal zufällig von

jemand zum erstenmal gegangen und von den hinterher Gehenden nachgetreten worden. Solche Pfade giebt es in der Geschichte, in den Heldenbiographien, auch in den Kunsturteilen — so gut wie auf den Wiesen. Nicht nur, daß man auf allen Stegen hintereinander hermarschiert, es wird auch auf allen Gebieten hintereinander hergeplappert. Die Leute holen sich ihre Kenntnisse über Zeiten und Länder nicht nach jenen Dingen, durch welche dieselben am richtigsten und umfassendsten charakterisiert werden, sondern nach solchen, die ihnen am häufigsten durch Erzählungen, Bilder, Lieder, Redensarten u. s. w. vorgeführt worden sind. Wer auf diese Art von einer Sache nur drei oder vier Merkmale erfahren hat, ist geneigt, sich daraus das ganze Bild zusammenzustellen. So war — zu unserm Ausgangspunkt zurückzukommen — das Mittelalter in den Augen der meisten Neunzehnhunderter weiter nichts als ein Rittergedicht mit minnigholden Frauengestalten auf Bürgerkern; mit streitbaren Bischöfen und gotischen Dombauten, Siebelfenstern, fahrenden Schülern, dichtenden Schustern, Gretchentaschen und Schlitzärmeln; oder aber — in einer anderen Ideenreihe — humpenleerende Raubritter, ächzende Frohne knechte, brennende Hexen, straßendurchziehende Flagellanten und dörferverswüstende Söldnerhorden. Je nach der Liebe oder der Abneigung zur „guten, alten“, oder zur „finstern, grauen“ Zeit, nahm man die eine oder die andere Reihe deutlicher wahr; in keinem Falle aber konnte man sich in die Gesamtheit der vergangenen Zustände hineindenken. Von entfernten Ländern gilt daselbe wie von entfernten Zeiten; überhaupt von Allem, was durch Unkenntnis dem Geist entrückt liegt. Ein Franzose, der sich vorstellte, daß man in Deutschland nur von Sauerkraut und Bergißmeinnicht lebe; ein naturwissenschaftlich Ungebildeter, der glaubte, daß der Darwinismus weiter nichts sei, als die einzige, von einem englischen Sonderling willkürlich aufgestellte Hypothese „der Mensch stammt vom Affen ab“: — das waren alles Leute, die auf den breitgetretenen Pfaden einiger Schlagwörter wandelten, und dabei vermeinten, sie hätten einen Begriff von dem Gebiete, das dieser Pfad durchschneidet.

Wovor ich Sie also warnen wollte, meine verehrten Zuhörer, ist dieses: verfallen wir nicht auch in solche allzu bündige und ungenaue Beurteilung des Maschinenalters. Es haben leider auch unter uns nur zu viele Gemeinplätze über dieses Thema Umlauf, und wir sind gewohnt, teils mit großer Verachtung auf die Verworrenheit der damals herrschenden Anschauungen, teils mit einem gewissen bewundernden Neid auf die Romantik und die bunte Pracht verschiedener, seither entschwundener Zustände zurückzublicken. Da ist z. B. das Leben der Höfe und die Herrlichkeit der sogenannten „oberen Zehntausend“. Auch unter uns giebt es Leute — so wie Jene, wenn sie an das Mittelalter dachten — die von diesen Dingen als von den Attributen einer schönen alten Zeit schwärmen; und andere, welche den ihre Vorfahren entwürdigenden Druck der Klassenherrschaft nicht genug bejammern können.

Lassen Sie uns nunmehr die gesellschaftliche Ordnung jener Epoche mit aller Ruhe und ohne Voreingenommenheit untersuchen, dabei allen unter uns kursorierenden „breitgetretenen“ Urteilen ausweichen und immer nur bemüht sein, wie es das Programm dieser Vorlesungen erheischt, die geschilderte Zeit in ihrem eigenen Geist zu erfassen, gestützt auf die Vergleichung der uns überkommenen, einander oft widersprechenden Dokumente. Denn auch in sozialen Dingen herrschte damals nichts weniger als ein einheitliches System, oder einheitliche Anschauung. Dieses Gebiet war sogar dasjenige, wo der Drang nach Umwälzung am gefährlichsten gährte.

Wir wissen nun, daß sich die Umwälzung vollzogen hat; wissen aber auch, daß es nicht nach den Programmen derjenigen geschehen ist, welche damals — sei es als Schriftsteller, als Volkstribunen oder als Dynamitarden — die Welt verbessern wollten. Der sogenannte Nihilismus, eine Giftblüte jener Zeit, strebte diese Verbesserung durch — Vernichtung an. Darüber im Unklaren, wie gerechtere und glücklichere Zustände für die Zukunft geschaffen werden sollten, sah er die nächstliegende Aufgabe darin, alles Bestehende — somit auch die gehäuften bestehenden Schäden — wegzufegen. Die Nihilisten nannten das:

tabula rasa machen. Nach dem Prinzip der großen Naturkatastrophen, welche alle Tiere und Pflanzen einer Periode vernichtete, um einer neuen Schöpfung Raum zu geben, wollten jene als eine Art Sintflut — zugleich ein rächendes Strafgericht — über die verderbten und hinfalligen sozialen Gebilde hinwegtosen, welche dann einer ganz anderen verjüngten und verschönten Welt Platz machen sollten. . . . Aber so wie die Lehre von den plötzlichen Erdumwälzungen und Neuschöpfungen auf Unkenntnis beruhte, so war auch das analoge Sozialistenideal irrig und — wie alles Irrige — schädlich. Die Wahrheit ist, daß langsame und beständige Umänderungen es sind, welche in den Formationen der Erde, sowohl als in den Formationen der Staaten, im Lauf der Zeit solche gewaltige Verschiedenheit hervorbringen, daß es dem späteren Beobachter scheinen will, als müsse notwendigerweise zwischen zwei Perioden eine Katastrophe stattgefunden haben, während in Wirklichkeit die Fortbildung aus dem Kleinen zum Großen, dem Einfachen zum Komplizierten, dem Vereinzelteten zum Ausgebreiteten, niemals unterbrochen, der Faden der Kontinuität niemals zerrissen worden ist. Die verschiedenen örtlichen kleinen Revolutionen, als da sind: Überschwemmungen, Vulkanausbrüche, Erdklüftungen, vermögen dem Gang der Erdgeschichte ebensowenig Einhalt zu thun, als ein Aufruhr da, ein Thronsturz hier, ein Feindesüberfall dort, den Entwicklungsgang der Kultur abschneiden konnte. Auf einem kleinen Gebiete hemmen oder beschleunigen, das ist alles, was die kleinen Aufstände allenfalls zu Stande bringen. Der geologischen Wissenschaft war es gelungen — schon zur Zeit, von der ich spreche — in den Schichtungen der Gesteine, in der Aufeinanderfolge der darin gefundenen Petrefacten, die ununterbrochene Reihe der Umbildungen zu konstatieren; auch die von modernem Geist erfüllten Historiker wußten in der Aufeinanderfolge der Kulturzustände solche ununterbrochene Reihen wahrzunehmen; auch diese sahen, daß die Ereignisse, so gewaltig und umstürzend sie in kleinem Umkreise erscheinen mochten, niemals den Gang zum Stillstand zu bringen vermochten; niemals eine plötzliche Vertilgung alles Alten,

eine „tabula rasa“ für die Neuschöpfung ganz verschiedener Typen erreichen konnten. Viel, viel leichter und klarer sogar in der Menschheitsgeschichte als in der Erdgeschichte läßt sich diese Ununterbrochenheit erkennen; da ja die erste nur wenige Jahrtausende zurückreicht, während die zweite viele Jahrmillionen alt sein mag. Dennoch mußte die Naturerkenntnis erst vorangehen, bis deren Methode auch auf die Erkenntnis der Geschichtsercheinungen angewendet werden konnte. Damals jedoch war noch auf keinem der beiden Gebiete die richtige Auffassung in den Volksgeist gedrungen, und so konnte jenes grauenvolle Phantom — das anarchistische Nihilistenprogramm — in den Köpfen entstehen; so konnte auch — um diesem Schreckgebilde zu wehren — das nicht minder grauenvolle Phantom des rückschrittlichen Absolutismus sich erheben; beide in der blinden Verkennung des die ganze Welt beherrschenden Gesetzes der stetigen und allmäligen Entfaltung.

Hieran sehen Sie es wieder einmal bestätigt, daß nur die Anbequemung an die in ihrer nimmerwankenden Ordnung erkannte Natur dem Menschen zur wohlthätigen Lenkung seiner Geschicke verhelfen kann. Auch wissen wir heute, daß die Abschaffung sozialer Übelstände, die Förderung des gesellschaftlichen Wohles, kurz alle sozialen Fortschritte, welche seit jener Zeit erreicht worden sind, nicht dem sogenannten Sozialismus — der ein politisches System war —, sondern der Soziologie — die eine politische Wissenschaft ist — ihre Verwirklichung verdanken. Damals jedoch, wo der Sozialismus unter dem Namen Sozialdemokratie, Kommunismus u. s. w. schon in vielen tausend Köpfen schwirrte und, in Bündnissen, Vereinen, Verschwörungen, Flugschriften, Aufhetzungen über ganz Europa verbreitet, einem unterirdischen Grollen gleich, das ein nahes Erdbeben verkündete, und an einzelnen Stellen auch schon in Gestalt von Strikes und Arbeiteraufständen mit Straßenkampf und Mordbrennererscheinungen eruptiv hervorbrach; wo der Sozialismus also mit seinen mitunter unausführbaren Postulaten, seinen unklaren, ungestümen Vorstellungen die eine Hälfte der Welt in geplanten Aufruhr, die andere Hälfte in ängstlichen, durch

Ausnahmegesetze gewappneten Notwehrstand versetzte; da war die Soziologie — die Wissenschaft, welche bestimmt war, das Unklare zu klären, das Ungeheure zu beseitigen, unausführbare Wünsche durch naturgemäß erreichbare Ziele zu ersetzen — erst in ihren ersten Anfängen, und nur von einer geringen Anzahl von Geistern überhaupt als eine zu erlangende Wissenschaft anerkannt. Ich behalte mir vor, Ihnen später noch des weiteren auszuführen, auf welcher Stufe des Aufkeimens die seither so mächtig emporgeblühte, zur Grundlage aller unserer staatlichen Einrichtungen gewordene Kunde sich damals befand, und wie sich dieselbe zum Sozialismus verhält, dessen gerechtfertigte Ziele sie erlangen half, während sie dessen Gefahren abgewendet hat. Vorerst wollen wir Umschau unter den übrigen gesellschaftlichen Zuständen halten; denn es wäre einseitig, die sozialistische Bewegung, weil sie die folgenschwerste war, als das auffälligste und bezeichnendste Merkmal jener Zeit zu betrachten.

Ich habe mich vorhin wohl nicht richtig ausgedrückt, als ich die damalige Gesellschaft in zwei Hälften schied — eine, die den Aufruhr plante, die andere, die ihn fürchtete —; es gab noch dichtere Massen Solcher, die — gar nicht daran dachten. Die Gattung derer, „die nicht daran denken“, ist überhaupt auf allen Gebieten stets die zahlreichste, und aus ihrer Mitte werden die gewissen Ballgäste rekrutiert, welche „auf einem Vulkan zu tanzen“ pflegen. Auch unter Jenen, welche an eine Sache denken, welche dieselbe planen oder fürchten, giebt es noch Abstufungen: der Plan ist nur ein mehr oder minder schwaches thatenloses Bewußtsein, daß bei Gelegenheit — wenn die Andern anfangen — etwas zu unternehmen sein wird; und die Furcht ist auch nur ein öfter oder seltener mahnendes Erinnern, daß irgendwie — in weiter Ferne — etwas im Anzug sei; ein Erinnern, das sich schließlich mit der bekannten Phrase abschütteln läßt „Nach uns die Sintflut!“

Nehmen wir einmal eine Karte der alten Welt — was wir alte Welt nennen — zur Hand und lassen wir die verschiedenen Länder und Ländchen Europas und ihre Regierungs-

formen Revue passieren. Da giebt es ein autokratisches Reich; verschiedene mehr oder weniger konstitutionelle Monarchien und zwei Republiken. Diejenige Form, unter welcher wir zusammengehalten sind, und die ich, meinem Programm getreu, hier nicht nennen darf, war noch nirgends vertreten.

Trotz des großen Abstandes, der zwischen den obengenannten Staatsystemen im Prinzip enthalten ist, war der Unterschied in den öffentlichen Lebens- und Denkweisen der europäischen Länder doch kein so greller, als man meinen sollte. Derselbe Geist — der Zeitgeist nämlich —, der das ganze Gebiet durchstrich, glied die Gegensätze der Formen aus. Um diesem Geiste die nötigen Konzessionen zu machen, herrschte der Autokrat nicht despotisch und der Präsident der Republik regierte einigermaßen monarchisch. Zudem waren die Unterthanen aller Länder in politische Parteien geteilt, und bei genauer statistischer Untersuchung hätte sich vielleicht herausgestellt, daß verhältnismäßig im Zarenreiche gerade so viele republikanisch Denkende lebten, als es in der französischen Republik legitimistisch Gesinnte gab. So bestand über der Verschiedenheit der Systeme eine gewisse Einheitlichkeit der Anschauung, welche die Summe der vermischten Für- und Widermeinungen war. Das Überkommene, Altgewohnte, Angeerbte wirkte noch mächtig in den Geistern fort und erzeugte in allen Ländern — auch den republikanischen — die Ehrerbietung vor dem Gottesgnadentum und vor aller Tradition; das Neuaufstauende, nach Entfaltung und Besserung sich Sehrende drang aber ebenso mächtig in die Geister ein und erzeugte in allen Ländern — auch den autokratischen — die Begeisterung für Fortschritt und für Freiheit. Diese beiden Richtungen sehen wir nun in jener Zeit einander bekämpfen, neutralisieren und gegenseitig durchdringen. Die eine borgt von der anderen ihre Ideale, um die Feindin zu besänftigen, oder um den Unentschiedenen zu zeigen, daß sie eben so Gutes zu bieten habe wie jene. Der Autokrat giebt Freiheiten und verspricht den Fortschritt zu fördern; der Präsident der Republik umgiebt sich mit dem Nimbus der Gewalt und verspricht, an den Heiligtümern der Überlieferung nicht zu

rütteln. Die Extreme auf beiden Seiten — nämlich Tyrannei und Anarchie — werden als Schreckbilder angeführt, wenn eine Partei die andere herabzusetzen sucht; die Republikaner warnen vor den Greueln des Cäsarenwahnsinns und die Monarchisten warnen vor dem Wüten des ungezähmten Haufens, das ja, wie die Geschichte schon gezeigt, auch in Demagogewahnsinn ausbrechen kann. Das Wort „ungezähmt“ oder „ungebändigt“, als Umschreibung für „frei“ — ein von der rückschrittlichen Partei sehr häufig angewendetes Wort — enthält allerdings etwas Furchterregendes und wenn es sich um etwas Wildes handelt, z. B. um wütende Wölfe oder blutdürstige Tiger, auch berechnete Furcht erregend. Darum war den Volksmassen gegenüber die Zähmungs- und Bändigungsverfahren so lange die bessere, als diese Massen wirklich „roh und wild“ waren, eine Bezeichnung, welche in den Anfängen der Kultur den zusammengerotteten Menschenhorden allerdings zukam. Da war das Zusammenhalten überhaupt nur durch das Gefühl der abergläubischen Furcht vor der Macht des Häuptlings ermöglicht, und in dieser Macht allein konnte der Einzelne vor den Gewaltthaten seines Nebenwildes Schutz suchen; aber so wie die Gesittung voranschritt, schritt in gleichem Maße die Berechtigung auf Freiheit vor. Wer es gelernt hat, seinen Weg selber zu gehen, ohne zu straucheln, ohne nach rechts und links die Nebengehenden zu stoßen und zu verletzen, der braucht die straffe Lenkung nicht mehr. Aber was nimmermehr mit der Befähigung, sich selber zu lenken, gleichen Schritt hielt, das war das Lockern der Zügel. Die Zügelhalter ließen sich hierzu nur sehr widerstrebend herbei und pflegten, bei den ersten Versuchen des Losreißen, nur desto fester anzuziehen und die Peitsche zu gebrauchen . . .

„Frei“ — das Wort selber, heute unter uns so selbstverständlich, mit „lebend“ beinahe synonym lautend, damals hatte es einen gar merkwürdigen Doppellaut. Die Einen schrieben es als Losung auf hochgeschwungene Banner und sahen darin ein stolzes Ideal, für das geschwärmt, gedichtet und gefochten wurde; Andere wieder — die von der Zügel-

führungspartei nämlich — faßten es immer nur in dem Sinne von zügellos, das heißt so viel als gefährlich und schlecht, auf. Auf die verschiedenen Dinge angewendet, welche sich nach und nach der Fesselung entwunden haben, durchlief das Wort stets eine Skala von Bedeutungen, mit Schimpf beginnend, mit Ruhm endend. Der Name „Freidenker“ klang zu Anfang gleichbedeutend mit Frevler; bei dem Wort „freie Liebe“ verhüllte wohl noch das ganze damalige Europa errötend sein Antlitz. Viele gab es, die den Begriff „frei“ auf dem einen Gebiet im rühmlichen, auf dem andern jedoch im schimpflichen Sinne empfanden; die sich z. B. der Preßfreiheit freuten und den Freihandel verpönten; die sich von der Autorität der Kirche frei, aber derjenigen des Thrones unterthan erklärten — oder umgekehrt; die das Wort Emanzipation — Befreiung — mit Bezug auf die Sklaverei mit Beifall, mit Bezug auf die Frauenfrage mit Tadel gebrauchten; das Eigenschaftswort „liberal“, das sich die Einen brüstend beileigten, galt in den Augen der politisch entgegengesetzten, nämlich klerikalen Partei, als ein höchst verdächtigendes Epitheton. Kurz, ein Jeder hatte für den Begriff Freiheit in Verbindung mit den gesellschaftlichen Zuständen, je nachdem er die letzteren verändert oder erhalten wünschte, die eine oder die andere Auffassung bereit. Nur eine ganz kleine Gruppe von Leuten gab es, welche „Freiheit“ in jeder Richtung erreicht sehen wollten, diese wurden die Radikalen genannt und mit diesem Namen allein stellte sich bei den Meisten schon die Vorstellung von gemeingefährlichen, niedrigen Gesellen ein. Im Ganzen war es immer eine vornehmere, bequemere und tugendhafter erscheinende Sache, wenn man für die Fesseln, als wenn man für das Abschütteln derselben einstand. Denn als höchste Tugend galt seit jeher die Unterwerfung unter die jeweilig als höchste anerkannte Macht und die Widersetzung gegen die letztere ward überall am schwersten gestraft. Der Verrat an einem Freund hieß nur Verrat, der Verrat an einem Tyrannen war aber Hochverrat; der Raub an eines armen Nachbarns Gut hieß nur Diebstahl, der Diebstahl eines Kirchengerätes war Sakrilegium. Indem ein

neues Gebot in Kraft tritt — so ungerecht, so unsinnig, so ruchlos dieses auch sei — wird gleichzeitig eine neue Tugend und ein neues Verbrechen ins Leben gerufen, nämlich die diesem Gebote erwiesene Achtung und der ihm gesetzte Widerstand. So kommt es, daß die Verteidiger bestehender Satzungen — auch wenn diese ein drückendes Joch darstellen — eine schönere und sanftere Rolle haben, voll süßer Tiraden und elegant ruhigen Geberdespiels, während die Anderen, die da an dem Joche schütteln, um sich und ihre Mitmenschen davon zu befreien, die sich bäumen und mit schmerzlichem Schluchzen um ihr Recht schreien, dagegen sehr nachteilig abstecken. In folgender Stelle eines unserer alten Klassiker (Victor Hugo „Les misérables“) findet sich dieser Kontrast sehr schön ausgedrückt:

„. . . heulend, zerfetzt, mit gehobenem Knüttel, was wollen sie (die Revolutionslegionen) erlangen? Sie wollen das Ende der Unterdrückungen, das Ende des Schwertes, den Frieden für Alle, die Vernunft für Alle, die Edenisation der Welt . . . Und gegenüber diesen Männern — diesen grimmigen, ich gebe es zu — giebt es Andere — lächelnde, gestickte, behänderte, vergoldete, besternte Andere in gelben Handschuhen, seidene Strümpfen und lackierten Schuhen, die an sammetenen Tischen neben Marmorkaminen sitzen und sanft darauf bestehen, daß die Vergangenheit aufrecht erhalten werde, das Mittelalter und das Gottesgnadentum, der Fanatismus, die Unwissenheit, die Sklaverei, die Todesstrafe, der Krieg . . . Mit leiser Stimme und ausgesuchter Höflichkeit glorifizieren sie den Säbel, den Scheiterhaufen und das Blutgerüst. Was uns anbelangt, wenn wir die Wahl hätten zwischen den Barbaren der Zivilisation und den Zivilisierten der Barbarei, so würden wir für die ersteren entscheiden. Doch zum Glück: eine andere Wahl bleibt uns offen. Kein kopfüber zu machender Sprung ist nötig — weder nach vor- noch nach rückwärts. Weder Despotismus noch Terrorismus. Wir wollen den Fortschritt in sanft aufsteigender Bahn.“

Dieses „wir wollen“, welches damals schon von den Dich-

tern und Denkern gesprochen wurde, war leider noch nicht im Munde derjenigen, die den Gang der Dinge wirklich lenkten. Diese, welche einerseits die hinreißende Macht hatten, das Volk zum Aufruhr zu erheben, oder andererseits die effektive Gewalt besaßen, den Aufruhr niederzuhalten, die besaßen noch nicht die Kenntnis von den richtigen Mitteln, durch welche der „Fortschritt in sanft aufsteigender Bahn“ zu erreichen ist und die Einen stürmten wild nach unerreichbaren Zielen, die Andern warfen die Stürmer jäh in die Bande der Reaktion zurück.

Wenn die Welt trotzdem fortgeschritten ist, so geschah dies in Folge von außerhalb der menschlichen Willenslenkung wirkenden Ursachen. Die Natur ging ihre Wege, langsamen, unaufhaltbaren Schrittes, wie sie es schon seit vielen Tausenden von Jahren gethan, ehe der Mensch es erlernte, ihr — in Befolgung ihrer eigenen Gesetze — die Wege zu weisen und zu ebnen und ihren Schritten die gewollte Richtung zu geben.

Zwar waren dazumal gar viele Leute, die sich Politiker nannten, damit beschäftigt, Systeme aufzustellen, nach welchen ihrer Meinung nach die beste Staatsform zu erreichen, beziehungsweise zu konservieren sei; aber da es nicht die unumstößlichen, wissenschaftlich erkannten Thatsachen waren, auf welchen diese Systeme fußten, sondern persönliche Ansichten, eingewurzelte Gefühle, Wünsche und Leidenschaften, so hatten die Maßnahmen jener Politiker wohl Folgen — denn jede Ursache bringt Wirkungen hervor —, aber nicht die von ihren Urhebern bezweckten Folgen. Mit den Kräften des Dampfes, der Elektrizität u. s. w. wußten die Menschen des Maschinenzeitalters schon gar wohl umzugehen und erreichten damit auch die vorgesteckten Ziele; aber die Kräfte des Volkswillens, die Eigenschaften des vorhandenen Volkscharakters verstand man noch nicht zu berechnen, daher auch nicht handzuhaben.

Wenn Sie mich nun fragen, was aus diesem Widerstreit der Meinungen als vorwiegender Zustand hervortrat, ob der monarchisch-aristokratische, oder der republikanisch-demokratische, so wird die Antwort lauten: als Zustand herrschte entchie-

den das erstgenannte, als Richtung das letztgenannte Prinzip. Es war hier auch, wie in allem übrigen, „Herbstlaub im April“.

Sehen wir uns einmal in den Staaten des alten Europa um. Da war, um im Osten zu beginnen, das große Russenreich, über welchem das „Väterchen“ Zar selbstherrschend sein Szepter, um nicht zu sagen seine Krone, schwang. Daß hier die Aprilknochen in Gestalt von Dynamitbomben sprangen, war ein trauriges Zeichen der Zeit; aber desto herbstlicher raschelte es nachher von panslavistischen Kundgebungen, Judenausweisungen und Nihilistenprozessen, bei welchen eine verdächtigende Anzeige genügte, um ohne weitere Umstände ganze Züge von Verbannten nach Sibirien zu schaffen. — Da war das deutsche Land, erst seit kurzem geeinigt, das in einem förmlichen Jubelrausch dem Begriffe „Kaiser und Reich“ huldigte; da war Oesterreich, ein Konglomerat von miteinander fortwährend hadernden Nationalitäten, die nur das Eine Band — die dem Monarchen geweihte Treue — zusammenhielt; da war Italien, Spanien, Belgien, Großbritannien — doch wozu alle die Königreiche hernennen? Sie sind in der Geschichte genug bewandert, um zu wissen, daß das damalige Europa fast durchgängig monarchisch regiert wurde, daß nicht nur die alten Königreiche sich erhalten, sondern auch noch, in den östlichen Donauländern, neue, zu späterer Macht bestimmte, sich gebildet hatten, und daß die einzigen Republiken die Schweiz und — seit kurzem — Frankreich waren. Wie viele in dem letztgenannten Lande noch danach schmachteten, wieder einem legitimen König oder einem Nachfolger des „großen“ Napoleon gehorchen zu dürfen, das wissen Sie auch. Die Wiederherstellung alter, überwundener Zustände wurde von einer ebenso großen Anzahl von Gottesgnadentumfanatikern angestrebt, als von anderer Seite die Herbeischaffung einer neuen Fortschrittsära, in welcher alle Wurzeln der Vergangenheit ausgerottet wären, erzwungen werden wollte. Beides gleich unmögliche Dinge. Das historisch Gewordene hat zwar nicht, wie die Vergangenheitsanbeter behaupteten, ein Recht auf ewigen Be-

stand; es hat aber in vielen Teilen noch das Recht, ja die Notwendigkeit, so lange vorhanden zu sein, als es die Verkörperung noch vorhandener Ideen abgiebt. Es kann nicht plötzlich weggeblasen werden; es braucht, auch wenn es dem Untergang geweiht ist, beinahe ebenso lange Zeit um abzusterven, als es Zeit gebraucht hat, um sich zu entwickeln. Das Argument „Es ist immer so gewesen“, welches von Konservativen so gern gebraucht wurde, um zu beweisen, daß es immer so bleiben müsse, war, auf soziale Zustände angewendet, falsch; aber ebenso falsch war das beliebte „Es muß ganz anders werden“ der Gegner, wenn sie dasselbe gleich verwirklicht sehen wollten. Das ist, als stritten zwei zwölfjährige Knaben miteinander, der eine um das Recht, immer zu bleiben, was er seit jeher war: ein Kind; der andere, morgen schon das zu sein, was er zu werden hofft: ein Mann.

Historisch geworden und bis zu den ersten Anfängen des Menschengedenkens zurückgreifend, so stand das monarchische Prinzip freilich da. Die Verteidiger desselben konnten mit Zug und Recht sagen: „So ist es immer gewesen. Die Menschen haben immer Führer gebraucht, immer eine Macht, vor der sie sich beugen mußten; schon unter den Wilden hat sich immer ein Häuptling gefunden und nur unter dieser Bedingung hielt ein Stamm oder ein Volk zusammen.“ Wie kurz dieses „immer“ war, wie es in die Kinderzeit der damals noch so jungen Menschengeschichte zurückgriff und daher keinen Beweisgrund enthielt, daß eine reifere Zukunft nach demselben Muster verlaufen müsse, davon machte man sich im allgemeinen noch keine Vorstellung. Dieses Zurückverweisen auf die Zustände der wilden und der patriarchalischen Zeiten, welches so gerne angewendet wurde, um die Ehrwürdigkeit oder naturgebotene Notwendigkeit einer Institution oder Idee zu begründen, uns dient es nicht mehr als ein Beleg von der Unererschütterlichkeit einer Sache und, statt es zu stärken, schwächt es vielmehr unser Vertrauen in deren Zukunft. Nur für Solche, die sich alle Dinge der Welt als stabil, als fertig aus Schöpferhand hervorgegangen vorstellen, hat das Argument des „Es ist immer

so gewesen“ einen bürgschaftleistenden Wert; für Solche aber, die den Entwicklungs- und Umwandlungsbegriff zur Grundlage ihres Denkens gemacht haben, beweist die weitzurückreichende Filiation eines Dinges nur, daß dasselbe ein Rest von Formen ist, welche, wie alle Formen, verschwinden müssen, um neuen Gebilden Platz zu machen. Für die Stabilitätsanhänger erschien es demnach als eine sichere Begründung des monarchischen oder des religiösen Prinzips, daß sie dasselbe von allem Anfang her bei den ersten und gegenwärtig noch bei den wilden Menschen — in der Häuptlingsmacht und in der Götzenanbetung — bethätigt finden konnten; die so weit zurückverfolgten Prinzipien galten ihnen als Merkmale, sozusagen als Bestandteile des Typus „Mensch“, und damit war bewiesen, daß die Menschheit auch in Zukunft dasjenige beibehalten solle und werde, was als zu ihrer Wesenheit gehörend erkannt worden. Die Transmutationsanhänger hingegen wußten, daß es überhaupt keine an unveränderliche Grundzüge gebundene Typen giebt. Auch sie sahen deutlich, daß die meisten gegenwärtigen Merkmale einer gewissen Spezies bis in graue Vorzeiten zurückreichen; aber sie blieben in dieser Zurückverfolgung nicht bei einer gewissen Epoche stehen, in welcher diese Spezies als fertig erschaffen vermutlich zum erstenmale aufgetreten wäre . . . Sie verfolgten den Faden noch weiter und erkannten, daß auch diese Grundmerkmale von einem vorigen Zustand überkommen seien, dem der betreffende Typus noch nicht angehörte. Hier z. B. blickten sie weiter zurück, als diejenigen, welche die Unterwerfung unter einen Führer schon als ein Prinzip der ersten Nomadenmenschen erkannten, und fanden dieses selbe Prinzip schon im Heerdeninstinkt zusammengerotteter Tiergesellschaften ausgedrückt. Sie folgerten, daß das Merkmal also noch älter sei, als die Spezies; daß es daher nicht eine mit letzterer zugleich erschaffene und dieselbe für alle Zukunft bedingende Begleiterscheinung darstellt. Merkmale werden von einer Gattung in die andere hinübergenommen, oder es werden die alten abgestreift und neue erworben. Wenn einmal die ersteren ganz verschwunden und die letzteren ganz

deutlich hervorgetreten sind, so meint wohl der Stabilitätsgläubige, daß ihm zwei ganz verschiedene Typen gegenüberstehen, und nur der Transmutationsgläubige kann noch die ununterbrochene Abstufungslinie zwischen beiden verfolgen. In den meisten der damals schon leise schwankenden, aber noch stehenden Einrichtungen war die Filiation bis zur „Wildheit“ noch sehr deutlich nachweisbar. Nirgends deutlicher, als in den beiden, einander unterstützenden Prinzipien des Königtums und Priestertums — in der Unterwerfung des zitternden Sklaven und der zitternden Vernunft. Letztere Erscheinung wollen wir jetzt beiseite lassen — dieselbe soll den Gegenstand einer nächstfolgenden Vorlesung abgeben —; unsere heutige Betrachtung gilt den politischen Aspekten des europäischen Maschinenalters, also bleiben wir bei dem Königtum und dessen direkter Abstammung von dem Häuptlingtum der wilden Stämme.

Von der Autorität eines Negerkönigs, auf dessen Wink jeder Unterthan bereit war, ohne Murren zu sterben, und bei dessen Bestattung Tausende von Sklaven hingerichtet werden mußten, bis zu dem Ansehen eines konstitutionellen Monarchen, dem nur Ein über das Gesetz erhobenes Recht vorbehalten geblieben — das Recht, zum Tode Verurteilte zu begnadigen — ist eine ununterbrochene Reihe, aber welche Abstufungen in dieser Reihe! Welche absteigende Skala! Zuerst nur mit der Stirn im Staube, später mit gebeugtem Knie, schließlich nur mit gelüftetem Hute anzureden; — zuerst hinter unnahbaren Palastmauern verborgen, dann nur unter dem Thronhimmel sichtbar, umgeben von einem Chor von Hofschranzen, später jedem Audienzbegehrenden zugänglich, auf Bürgerbällen sich zeigend, das Wachenheer nur mehr durch einen Flügeladjutanten vorgestellt; zuerst ein Halbgott, dann unumschränkter Gebieter über Gut und Leben seiner Unterthanen, endlich eine im Hintergrund des Konstitutionalismus aufgestellte Dekorativfigur: so sehen wir die Königlichkeit durch die Geschichte herabsteigen. Die der ursprünglichen Macht geweihte Ehrfurcht sehen wir zwar auch abnehmen, aber nicht in dem gleichen Maße als die Macht abgenommen hat. Und

noch langsamer, als die wirklich gezollte Ehrfurcht, sehen wir deren äußere Formen schwinden. Symbole leben immer länger als das Symbolisierte. Das Szepter, welches die über das ganze Land geschwungene Zuchtrute darstellt; der Reichsapfel, der die Herrschaft über die Erdkugel bedeutet, gehörten immer noch zu den Insignien der kleinsten Monarchie und der Titel „Majestät“, welcher den Superlativ aller Größe und Erhabenheit ausdrückt, war eine allen Königen, auch den depossedirten, zukommende Ansprache — und „allergnädigst“, „allerhuldreichst“ war alles, was sie thaten, will sagen: was sie zu thun geruhten.

Daß die königliche Macht und die damit verbundene Glorie in der Abnahme begriffen war, faßten die Einen als ein Zeichen auf, daß dieselbe gänzlich zu schwinden bestimmt sei, und veranlaßte die Andern, über das Schlechterwerden der Zeiten zu klagen und doppelte Anstrengungen zu machen, das Prinzip der Monarchie aufrechtzuerhalten, mit doppelter Bestimmtheit zu erklären, daß es in der Zukunft siegen werde. — Sie haben wohl schon bemerkt, daß die Zukunft immer das Feld war, welches die Leute für ihre Lieblingstheorien in Beschlag nahmen. Daß sie sich nach und nach über die ganze Welt verbreiten werde, war die zuversichtliche Hoffnung jeder Anschauung — ob politischer oder religiöser Richtung — und die bloße Hindeutung auf die Möglichkeit, daß ein Bestehendes einmal aufhören könne, war diesem Bestehenden gegenüber Lästerung und Hochverrat. Erst wir, die wir auf naturwissenschaftlichem Standpunkte stehen, haben gelernt, für die Zukunft nur dasjenige vorauszusagen, was sich nach dem erkannten Lauf der Naturgesetze berechnen läßt, und wenn wir einer unserer jetzigen Institutionen eine Wandlung oder auch das Ende prophezeien, wird dies ebenso leidenschaftslos vorgebracht und hingenommen, wie dazumal die Vorhersage einer Sonnenfinsterniß, oder die jedem lebenden Organismus gestellte Prognose seines körperlichen Todes. Zu jener Zeit aber waren die Unsterblichkeitsansprüche, sowohl der einzelnen Seelen als der herrschenden Einrichtungen, geheiligter Grund. Wehe, wer zu

einem Throne oder zu einem Altar zu sagen wagte: „Du mußt einst fallen“ — der wurde geschmäht und bestraft, als hätte er selber zu dem fallenden Schlage die Art erhoben.

Freilich, ganz konnten die Anhänger einer geliebten Institution ihre Augen dem Faktum nicht verschließen, daß dieselbe an Macht und Größe verloren habe. Aber dies erklärten sie sich nicht mit der Annahme, daß die betreffende Sache den Anforderungen der Zeit nicht mehr angepaßt sei, sondern sie fielen über die Zeit und ihre Schlechtigkeit her, und ihr Trachten und Hoffen ging dahin, daß diese sich wieder den frühern Verhältnissen anpassen möge. Für diejenigen — damals freilich nur in geringer Anzahl vorhanden —, die an eine fortschreitende Entwicklung der Welt glaubten, bot der sichtbare Niedergang einer Sache nur die Überzeugung, daß dieselbe einer besseren Platz machen müsse und werde. Es ist dies eine logische Denknöthwendigkeit: wer von dem Entstehenden Vollkommeneres erwartet, der kann das Schwindende nicht bedauern. Darum war auch stets die Fortschrittstheorie dem Liberalen teuer, dem Konservativen verdächtig und dem Reaktionär verhaßt. Der Erste setzte sein Ideal in die Zukunft, der Zweite in die Gegenwart, der dritte in die Vergangenheit. So erklärt sich auch, warum der Erstere zumeist unter den Armen und Gedrückten, der Zweite unter den Besitzenden und Genießenden, der Dritte unter den in ihren früheren Vorrechten bereits Gefürzten zu finden war.

Wir können es heute kaum begreifen, daß die Menschen sich einst so willig unter die Gewalt eines Einzelnen stellten. Sklavische Unterwürfigkeit gehört zu den Charakteren, welche, aus der Wildheit überkommen, im Lauf der Kulturentwicklung immer mehr und mehr abgenommen haben und nunmehr ganz verschwunden sind. Die Freude, einen Herrn zu haben, der Stolz, zu dienen — Dinge, die wir in alten Chroniken sehr oft ausgedrückt finden — das sind uns jetzt ebenso unverständliche Regungen, wie dem Sohn des europäischen Maschinenalters die Freude des Skalpabziehens unverständlich war.

Unterwürfigkeit war aber nicht nur Stolz und Freude,

sie galt — sie war auch, weil sie dafür galt, Tugend und Pflicht. Pflicht ist allemal das Gebotene, nicht das an sich Tugendhafte, und tugendhaft ist es allemal, seine Pflicht zu thun. Desto tugendhafter, je mehr der Grund, aus welchem ein Ding ursprünglich zum Gebot geworden ist, aus dem Bewußtsein des Handelnden zurücktritt, um kein anderes Motiv mehr übrig zu lassen, als den selbstlosen Wunsch, die Pflicht zu erfüllen. Der Ursprung eines Tugendgebotes ist nicht immer selbstlos und edel, nur dessen Ausführung nimmt diese Eigenschaften an. Anfänglich ist es meist Eigenliebe oder Furcht, welche eine Handlung, ein Verhalten bestimmt; später erst tritt das gebietende Motiv zurück, und der Umstand, daß etwas geboten ist, wirkt an sich schon als genügender Beweggrund. Dem Starken gehorchen, dem Mächtigen dienen, ihm zu schmeicheln, um seine Gunst zu erringen und seinen Zorn abzuwenden — das sind gewiß keine Bethätigungen selbstloser Tugend; wenn aber die dargebrachten Gefühle des Gehorsams, der Ergebung und der Ehrerbietung durch Gewohnheit und Vererbung sich so gekräftigt haben, daß sie selbständig weiter gedeihen, ohne des Spornes von Lohn und Strafe zu bedürfen; wenn man — da wo von der Macht des Herrschers persönlich nichts zu hoffen und nichts zu fürchten ist — dennoch bereit bleibt, für denselben das Leben zu opfern; wenn man die einstige Angst als Ehrfurcht empfindet, die ursprünglich angeschmeichelten Eigenschaften als wirklich vorhandene Herrlichkeit bewundert und liebt — so ist die Tugend der Loyalität fertig.

Daß die Loyalität am stärksten bei jenen vertreten war, deren Vorrechte auf der Heilighaltung des Königthums fußten — also bei dem Adel — das ist selbstverständlich. Der König war es ja, der den Titel verliehen; der Glanz, der an dem Titel hing, war nur ein Widerschein vom Glanz der Krone — wenn dieser zu erlöschen drohte, so verfinsterte sich auch der Titelschimmer. Die Gnade des Herrschers entlieh ihren adelnden Wert von der Gnade Gottes, durch welche der Herrscher eingesetzt worden. Der Glaube — so lange er lebte — an die Übernatürlichkeit der königlichen Würde war, wenn

gleich ein Irrtum, so doch an sich eine Kraft, die das Beglaubte zur Wirklichkeit machte; denn wirklich war die Glorie, die im Aug' des Volkes das gesalbte Haupt umstrahlte, wirklich die Macht, die dem König zu Gebote stand, wirklich die Verherrlichung, die seine Gunst verlieh, und wirklich das Glück und der Stolz, die den Begünstigten erfüllten. Denn so wie dieser den erhaltenen Titel als thatfächliche Erhebung empfand, so erkannte die Menge diese Erhebung an und fühlte sich ihrerseits stolz und beglückt, wenn der Titelträger sich ihr gegenüber gnädig erwies.

Es wird uns schwer, derlei Regungen nachzufühlen, und wir meinen triumphierend, daß mit dem überwundenen Vorurteil des Ranges nur Trug und Unrecht weggeräumt worden sei. Aber glauben Sie mir: es ist damit auch eine Quelle von Freuden versiegt, von welchen wir — die wir so viele damals unbekannte Freuden erworben haben — uns keinen rechten Begriff mehr machen können. Man muß sich in die Berichte jener Zeit vertiefen, die Annalen der Fürsten- und Adelsgeschlechter studieren, den Geist der Heraldik aufzufassen suchen; man muß die langen Titelreihen hersagen, welche den Königs- und Patriziernamen angehängt waren; man muß sich den Glanz der Kronen, der Ordenssterne und sonstigen Insignien der Fürstenwürde und der Fürstengunst vergegenwärtigen, um zu verstehen, daß mit den Vorrechten des Königtums und des Geburtsadels nicht nur leere Wahngelbde und schreiende Ungerechtigkeiten aus der Welt geschwunden sind, sondern auch viele echte Erhabenheit und Würde, viel Prunk und Poesie. Für uns haftet der Begriff Ehre an anderen — ich gebe es zu, besseren und wahreren — Dingen, und um in den Vollgenuß der Ehrenrechte zu gelangen, hängen wir nicht mehr von den Zufällen der Geburt und der Herrscherlaunen ab; aber gerade dadurch, daß einst nur so wenige mit Majestät und Hoheit, mit Durchlauchtigkeit und Hochgeborenheit ausgestattet waren, war dieser Besitz desto glorreicher, der Stolz darauf desto intensiver und die ihm dargebrachte Huldigung desto ehrfurchtsvoller. Neben den Erscheinungen von Despoten-

übermut, lächerlichem Hoffartsdünkel und kriechendem Schranzengeist, zu deren Vertilgung wir uns Glück wünschen, sind zugleich auch Gefühle des erhebendsten Ehrbewußtseins, Regungen der hellsten Freude und Betätigungen aufopferndster Tugend unwiderbringlich verschwunden. Wir — in der Entfernung der Zeiten — sehen von den Kronen nur noch den gläsernen Flitter und nicht mehr das blendende Licht, das ihren Edelsteinen entstrahlte; wir hören das Silbengeräusch der Titel, hören aber die Musik nicht heraus, welche damals in schmeichelnden und erhebenden Tönen darin erklang. Lassen Sie uns in unserm berechtigten Stolz auf die Gegenwart nicht in den Dünkel verfallen, der für Vergangenes nur Spott und Verachtung hat; der da meint, weil das Heute besser ist, so begrabe der Schutt des Gestern nur Schlechtes. Nein, unter allen Ruinen liegen auch verschüttete Schätze. Seien wir gegen tote Institutionen nicht härter und pietätloser, als gegen unsere anderen Toten. Mit jedem, was da hinabsinkt in den ewigen Abgrund des Nichtmehrseins, sinkt auch einiges Gute und Schöne dahin: jedes erloschene Leben hat seine Minuten der Daseinswonne gehabt, jede versunkene Insel ihre Blütenpracht, jedes verbrauchte Zeitalter seine Herrlichkeiten.

